

FLUCHT UND VERTREIBUNG – UNSERE LESER ERINNERN SICH

Sie sind inzwischen 93 Jahre alt, leben in München, es geht ihnen gut – doch das dramatischste Kapitel in ihrem Leben lässt Angela Kemper und Herbert Günther nicht los: ihre Flucht nach Bayern. Die Flüchtlingskrise spült Erinnerungen an damals wieder hoch. Zwei Geschichten von Vertreibung, Armut – und dem Neuanfang.

Das Heimweh bleibt

Wenn Angela Kemper aus München die Bilder der Flüchtlingsströme im Fernsehen sieht, ärgert sie sich. Darüber, dass die Welt sich nie für das Schicksal ihrer eigenen Landsleute, der Donauschwaben, interessiert hat. Das will sie ändern. Auch noch mit 93.

VON GUNDULA HERGET

Das Foto fällt ihr erst ganz am Schluss ein, da hat sie ja schon so viel erzählt. Aber das Foto, das ist jetzt doch noch wichtig. Im Schlafzimmer hängt es, hinter der Tür. Es zeigt zwei Kinder, herausgeputzt für den Fotografen, ernst schauen sie in die Kamera. Ihre Mutter hat es damals auf dem Misthaufen gefunden.

Sie kommt nicht mit ins Schlafzimmer, das Bild ist ja leicht zu finden. Das Aufstehen vom Sofa ist mühsam, sie ist jetzt 93, ohne Rollator geht nichts mehr.

Das Bild hinter der Schlafzimmertür ist fast genauso alt, vor 90 Jahren wurde es aufgenommen. Links, das ist sie selbst mit drei Jahren. Runde Wangen, feine Haare, Stupsnase. Rechts der ältere Bruder mit kräftigen Locken, Matrosentüchlerl und verträumtem Blick.

Aus ihrer Kindheit besitzt sie kaum etwas. Das Foto von sich und dem Bruder. Einen Ring mit Brillanten und ein Holzkreuz, eine befreundete Serbin hat beides für die El-

Aus der Kindheit besitzt sie einen Engel und einen Rosenkranz

tern aufbewahrt, nicht alle haben damals die Deutschen gehasst. Zwei Stickereien in runden Rahmen, schwarz-weiße Konterfeis von Mozart und Schubert, selbstgestickt in der virtuellen Klasse. Und den Rosenkranz, den sie zur Erstkommunion bekam. Ein kinder Kopfgröße Holzengel an der Wohnzimmerwand trägt ihn heute um den Hals.

Die Oma hat ihn den Rosenkranz zur Erstkommunion in der Stadt gekauft, es musste unbedingt ein roter sein. Jahre später im Lager hat sie ihn verloren, draußen im Schnee auf dem Weg in die Kohlen war er ihr aus der löchrigen Tasche gefallen. Lieber Gott, lass mich doch den Rosenkranz wiederfinden, hat sie damals gebetet, er ist doch das einzige, das ich von Daheim noch habe. Und wirklich: Der liebe Gott hat sie den Rosenkranz wiederfinden lassen, im nächsten Frühling ging sie denselben Weg zum Bergwerk und sah sie ihn rot zwischen den Schneereisten blitzen, und da weint sie jetzt doch, ganz kurz.

Gerade erinnern die Flüchtlingsströme im Fernsehen sie jeden Tag daran, wie es ist, wenn einem das Leben zerbricht in ein Davor und ein Danach, auseinandergerissen vom Krieg, verbunden nur durch ein paar Dokumente, die sie gesammelt hat über die Jahre. Sie stecken in Klarsichthüllen, sortiert und gestapelt im großen Vitrinenschrank im Wohnzimmer. Fotos, Zeitungsartikel, Briefe von Landsleuten, eigene Aufzeichnungen.

Aber zuerst gibt es Mittagessen. Der Besuch soll sich satt essen, das ist jetzt wichtig. Anna, ihre ungarische Haushaltshilfe, serviert „Krumpere und Knedle“, ein Leibgericht aus



„Ein ganzes Bataillon Schutzengel hab ich gehabt.“ Angela Kemper, 93, aus München-Sendling. FOTO: GUNDULA HERGET

der Heimat, aber sie hat's verbessert, macht's mit Quark, dann werden die Nockerl so locker. Nockerl auf Kartoffeln, darüber gebratene Zwiebeln mit Paprika und saurer Sahne, herzlich, deftig, nahrhaft.

Ein Eindruck, der sich verfestigt, je mehr Zeit vergeht, ist: Haltung. Groß war sie immer, auf Fotos mit Freunden überträgt sie alle um einen Kopf. Im Alter ist sie kleiner geworden und der Körper schwer. Und trotzdem: Haltung. Nach innen und nach außen. Man kann sie sich nicht unbeherrscht vorstellen, oder unhöflich. Energisch aber, das ist sie heute noch,

und wenn sie lacht, dann laut. Nach dem Essen sucht sie ein paar maschinengeschriebene Seiten heraus. Den Text hat sie geschrieben, 1998, mit 75. Plötzlich war es da, das Bedürfnis, ihr Leben festzuhalten, für ihren Sohn. Gehüllt hat sie dabei wie ein Schlosshund, sagt sie, „der Tito uns an die Russen verschachert hat.“ 21 Jahre ist sie alt, als sie nach drei Wochen Fahrt im Viehwagon bei Wasser und Brot und ersten Toten im sowjetischen Arbeitslager, heute Donezk-Gebiet Ukraine, ankommt. Fünf Jahre Zwangsarbeit im Bergwerk liegen da noch vor ihr. Kohlen schaufeln, Loren schieben, Lorenstrecken bau-

en. Schwerstarbeit in drei Schichten, manchmal knietief in kaltem Wasser stehend oder bei schneidendem Frost in Steppjacken und löchrigen Filzpantoffeln. Morgens Tee, mittags Gruppe und dünne Krautsuppe, abends ein Brocken nasses, schweres Brot. Krätze, Hunger, im Winter Frostbeulen an den Füßen. Nachts suchen die Frauen sich gegenseitig die Läuse aus den Haaren. Schließlich wird sie schwer krank, bekommt Ruhr, Malaria, Gelbsucht, Lungenerkrankung, Rippenfellentzündung. Ein Geschwür unter

den Schwärzen. „Ich hab nicht nur einen Schutzengel gehabt! Ein ganzes Bataillon hab ich gehabt, sag ich immer.“ Nur eins gelingt nicht zu vergessen, selbst wenn sie wollte. Denn sie träumt noch immer vom Lager. Vor allem, wenn die Gesundheit gerade schlecht ist: „Oft denke ich im Traum, ah, jetzt musst schon wieder unter Tage, die Kohlen nach Niederbayern, dort lebt ihre Schwägerin. Zwischenstation in Hof-Moschendorf, bis 1957 das größte Durchgangslager für Flüchtlinge in Bayern. In den ersten Kriegsjahren werden zwei Millionen Menschen hier durchgeschleust, schlafen auf Lagerlagern, werden weiterverleitet.“ Ganz ähnlich wie heute? Sie nickt. Genau, genau. Mit einer Einschränkung: Die Angekommenen waren auf sich alleine gestellt, niemand hat sich für sie interessiert.



Runde Wangen, feine Haare, Stupsnase: die dreijährige Angela neben ihrem größeren Bruder Nikitos mit Matrosentüchlerl (Bild oben). Dieses Foto ist eine der wenigen Halsbalkenfotos aus ihrer Kindheit. Der Bruder wurde 1944 ermordet. Links ein Bild von Angela Kemper im opulenten Balkkleid: Damals war sie 17 Jahre alt. FOTOS: PRIVAT



Als junge Frau: ein Passbild direkt nach der Entlassung aus dem Lager – und der Ankunft in Niederbayern, 1949. Dort lebt ihre Schwägerin.

den Arm, die Ärztin schneidet ohne Narkose. Anna serviert Kaffee. Danke, Anna. Sie erinnert sich, wie sie damals in einem Krankenhausbett auf dem Flur lag und Hunger hatte. Sie bat um eine Suppe und hörte eine Krankenschwester zur anderen sagen: „Gib ihr halt die Suppe, die stirbt eh bald.“

70 Jahre später haut sie mit der Hand so fest auf den Wohnzimmertisch, dass die Tassen klirren. Denn eins ärgert sie bis heute: „Dass so wenige von uns wissen.“ Von einem vergessenen Völkermord, an den Donauschwaben.

Vor 300 Jahren begannen die Schwabenzüge, aus deutschen Gebieten wanderten Zigttausende aus, ins heutige Ungarn, Rumänien – und Ex-Jugoslawien. Dort wächst Angela Kemper auf. Dann kommt der Zweite Weltkrieg, den Hass auf die Nazis spüren auch die Volksdeutschen, so

64 000 jugoslawische Donauschwaben wurden getötet

nennt man sie damals. 64 000 jugoslawische Donauschwaben werden zwischen 1944 und 1948 von serbischen Partisanen ermordet, wie Angela Kempers Bruder Niklos. Oder sie sterben während der Zwangsarbeit an Hunger und Krankheit. Tausende werden ins ebenfalls kommunistische und befreundete Russland deportiert. Die Alten und Schwachen sterben in Titos Hungerlagern bei Wasserversorgung auf gammeligem Stroh in einem langsamen Tod – wie Angela Kempers Großeltern. Die Kinder kommen in serbische Familien oder in Heime – oder gleich zu den Großeltern zum Verhungern ins Todeslager.

Sie wird ärgerlich, wenn das Gespräch auf die Diskussion um die heutigen Flüchtlinge kommt. Sie zögert, was sie sagen will, ein schwieriges Thema. Man muss ja helfen, das ist schon klar, den Menschen geht es ja schlecht. Aber ganz Recht hat die Merkel nicht. Man kann nicht alle aufnehmen, das können die Deutschen nicht verkraften. Auch in Deutschland gibt es viele arme Menschen, das darf man nicht vergessen. Da muss schon ganz Europa helfen. Außerdem muss man mit den Waffenlieferungen aufhören, damit endlich Ruh ist!

Irritiert ist sie, wie wenig kontrolliert wird: „Wir sind kontrolliert worden nach Strich und Faden. Und wir waren ja Deutsche!“ Als sie 1949 aus dem Lager entlassen wird, versucht sie, Beweise vom Lager in ihrer Kleidung einzubringen, nach Deutschland zu schmuggeln. Aber an einer Grenze werden die Bilder entdeckt, man droht ihr mit Sibirien. Am Ende hat sie Glück, man nimmt ihr nur die Fotos weg.

Nach der Entlassung 1949 kommt sie von der Ukraine nach Niederbayern, dort lebt ihre Schwägerin. Zwischenstation in Hof-Moschendorf, bis 1957 das größte Durchgangslager für Flüchtlinge in Bayern. In den ersten Kriegsjahren werden zwei Millionen Menschen hier durchgeschleust, schlafen auf Lagerlagern, werden weiterverleitet.“ Ganz ähnlich wie heute? Sie nickt. Genau, genau. Mit einer Einschränkung: Die Angekommenen waren auf sich alleine gestellt, niemand hat sich für sie interessiert.

Ansprüche stellen ging schon gar nicht: „Wir waren bescheiden. Wir haben net sagen können, des passt uns net. Ich hab ein paar Schuhe gekriegt, die waren zu klein, und an Mantel, der war zu eng, und zu kurz.“

Im ersten Jahr ist sie zu krank zum Arbeiten. Es gibt ein bisschen Geld von der Krankenkasse, 30 Mark im Monat, zu wenig zum Leben, und ein Zimmer zugewiesen bei Leuten, die sich nicht freiwillig dafür entschieden haben, eine Fremde aufzunehmen. Nicht willkommen zu sein, das kennt sie gut: „Wir waren für die nur Zigeuner. Es hieß, weil wir daheim nichts hatten, sonst wären wir nicht weggegangen.“

In Niederbayern bemüht sie sich um die Familienzusammenführung. Die deutsche Staatsbürgerschaft hilft damals, anders als heute, gar nichts. Drei Jahre ist es den Eltern, die immer noch in Jugoslawien interniert sind, nicht erlaubt, zur Tochter nach Deutschland zu reisen. Drei Jahre kämpft sie, rennt zu den Behörden, schreit nach Jugoslawien, stößt stets auf Ungültigkeit. Erst 1952, der Krieg ist schon sieben Jahre zu Ende, hat sie den Eltern genug Geld geschickt, dass sie sich freikaufen können. Und sie muss garantieren, dass sie für die Eltern aufkommt, bevor sie ausreisen dürfen.

Sie will nichts Böses sagen über die Menschen, die viel gute Menschen getroffen. Aber einmal, da war sie sehr enttäuscht. Denn als sie den Bauern, bei dem sie das Zimmer hat, fragt, ob die Eltern vorübergehend auf dem Hof wohnen können, will er, wie so viele, keine Familie aufnehmen. Er stößt sie weg, so grob, dass sie in Schneematsch fällt.

Und das restliche Leben? Sie arbeitet viel, im Hotel, in der Gastronomie, wird ungeplant schwanger und kauft nach der Geburt ihres Sohnes die Drei-Zimmer-Wohnung in München-Sendling, in der sie heute noch lebt. Das Kind zieht sie alleine groß. Wenn die Leute reden, ist ihr das egal. Als alleinerziehende Heimitvertriebene in den frühen 60er-Jahren gehört man eh nicht dazu. Das Kind aber ist das Glück ihres Lebens, bis heute

knapp, ist er hier gelandet, sitzend zwischen Käseläben. 70 Jahre später sitzt Herbert Günther, in einer Woche 94 Jahre alt, in einem weichegepolsterten Sessel und erzählt nüchtern. Von den Dingen, die sein Leben waren und jetzt Geschichte sind. Am Ende seiner Sätze sagt er immer wieder: „Nicht wahr?“ So als ob er das selbst nicht glauben kann. Um ihn herum die Fotos seiner Kinder und Enkel und sein eigenes Haus: mit Rolläden, die sich per Knopfdruck rauf und runter bewegen.

1945: Er besitzt ein Hemd, die Feldflasche und ein paar Socken

„Nicht wahr?“ So als ob er nicht glauben kann, dass er das war. Damals auf dem Lastwagen, 1945. Der blonde Junge mit der Brille und der dunkelblauen Soldatenuniform. Die Uniform trägt er seit einem Jahr, es ist das wertvollste was er besitzt. Den Bauch so dünn, dass er über der Blase spannt. Nichts außer einem Tornister dabei. Darin: Feldflasche, Rasierzeug, ein Hemd, ein paar Socken.

Daran erinnert sich Herbert Günther, jetzt, wo alle über Geflüchtete reden, dass er selbst mal seine Heimat verlassen musste. Dass er die Entscheidung nicht selbst treffen konnte, sie wurde getroffen. Vor 70 Jahren. Er ist einer von bis zu drei Millionen Sudetendeutschen, die ab 1945 von der Tschechoslowakei aus dem Land vertrieben worden sind. Aus ihrer Heimat, sagt Herbert Günther. Eine Million Menschen flohen nach Bayern. Er erinnert sich an viel, an die Hungerjahre, 1945 bis 1948. Manchmal macht er eine Pause, guckt auf die Tischkante vor sich, sagt: „Das können Sie sich nicht vorstellen, was das für ein Leben war.“

Sie träumt vom Lager. Davon, dass sie Kohlen schaufelt

haben sie ein gutes Verhältnis. Überhaupt Glück: Sie findet, dass sie viel davon hatte, und lacht ihr kämpferisches Lachen. „Ich hab nicht nur einen Schutzengel gehabt! Ein ganzes Bataillon hab ich gehabt, sag ich immer.“

Nur eins gelingt nicht zu vergessen, selbst wenn sie wollte. Denn sie träumt noch immer vom Lager. Vor allem, wenn die Gesundheit gerade schlecht ist: „Oft denke ich im Traum, ah, jetzt musst schon wieder unter Tage, die Kohlen nach Niederbayern, dort lebt ihre Schwägerin. Zwischenstation in Hof-Moschendorf, bis 1957 das größte Durchgangslager für Flüchtlinge in Bayern. In den ersten Kriegsjahren werden zwei Millionen Menschen hier durchgeschleust, schlafen auf Lagerlagern, werden weiterverleitet.“ Ganz ähnlich wie heute? Sie nickt. Genau, genau. Mit einer Einschränkung: Die Angekommenen waren auf sich alleine gestellt, niemand hat sich für sie interessiert.

Herbert Günther ist 93. Er lebt seit 70 Jahren in München. Bayern ist sein Zuhause geworden, aber nicht die Heimat. Er ist Sudetendeutscher, 1945 wurde er vertrieben. Die Bilder von damals lassen ihn nicht los. Damals, als ein Teller heiße Erbsensuppe das allergrößte Glück bedeutete.

VON VALERIE SCHÖNIAN

Am 1. Oktober 1945 kommt Herbert Günther in München an, auf der Ladefläche eines Lieferwagens, zwischen Käseläben und Milchkanistern. Um 5 Uhr in der Früh hält der Fahrer an der Rosenheimer Straße. Noch eine Stunde Ausgangssperre. Günther wartet, blickt sich um. Er sieht das Volksbad. Ansonsten: Trümmer. Manchmal nur Schutthaufen, manchmal einzelne Wände aus Stein, doch ohne Zimmer dahinter. Da, wo heute die Einkaufspassage steht. Ruine. Wo der Gastieg steht. Ruine. Alles Ruine. „Dass München zerstört wurde, das hatte er gehört. Aber das hier, das hat er nicht geahnt.“

Und trotzdem soll München sein Zuhause werden. Weil er keine Heimat mehr hat. Herbert Günther ist damals 23, Böhmer. Geboren ist er im böhmischen Zwickau, heute Cvikov. Herbert Günther ist Sudetendeutscher. Und jetzt, nach dem Krieg, ein Vertriebener. Auf der Suche nach etwas, worauf man ein Leben bauen

1945: Er besitzt ein Hemd, die Feldflasche und ein paar Socken

„Nicht wahr?“ So als ob er nicht glauben kann, dass er das war. Damals auf dem Lastwagen, 1945. Der blonde Junge mit der Brille und der dunkelblauen Soldatenuniform. Die Uniform trägt er seit einem Jahr, es ist das wertvollste was er besitzt. Den Bauch so dünn, dass er über der Blase spannt. Nichts außer einem Tornister dabei. Darin: Feldflasche, Rasierzeug, ein Hemd, ein paar Socken.

Daran erinnert sich Herbert Günther, jetzt, wo alle über Geflüchtete reden, dass er selbst mal seine Heimat verlassen musste. Dass er die Entscheidung nicht selbst treffen konnte, sie wurde getroffen. Vor 70 Jahren. Er ist einer von bis zu drei Millionen Sudetendeutschen, die ab 1945 von der Tschechoslowakei aus dem Land vertrieben worden sind. Aus ihrer Heimat, sagt Herbert Günther. Eine Million Menschen flohen nach Bayern. Er erinnert sich an viel, an die Hungerjahre, 1945 bis 1948. Manchmal macht er eine Pause, guckt auf die Tischkante vor sich, sagt: „Das können Sie sich nicht vorstellen, was das für ein Leben war.“

Herbert Günther geht zum Arbeitsamt, doch ohne Arbeit keine Papiere. Also geht er weiter, zu seinem einzigen Bekannten in der Stadt. Der ver-

mittelt ihm ein Zimmer in der Böcklingstraße. Das Zimmer hat vielleicht fünf oder sechs Quadratmeter. Ein Bett, ein Schrank, Herbert Günther, 93, sagt, das war Glück.

Ob er sich gefreut hat in München zu sein? Herbert Günther auf dem Sessel zuckt mit den Schultern. „Aus meiner Schulklasse ist über die Hälfte gefallen, da kann ich froh sein, dass ich noch am Leben bin.“

Er ist im böhmischen Zwickau Kind gewesen, in Reichenberg, heute Liberec, groß geworden. Seine Ausbildung:

vier Jahre Volksschule, vier Jahre Gymnasium, vier Jahre Handelsakademie. Im Krieg hob Günther in Ostpreußen Laufgräben aus und arbeitete als Fernschreiber in Wien. Er gab die Nachrichten weiter, die ihm von Berlin aus geschickt wurden.

Wäre nicht der Krieg gewesen, Herbert Günthers Leben wäre wohl geradlinig verlaufen. Er wäre in Böhmen geblieben, hätte zu Ende studiert, dort eine Familie gegründet. Er ist einer, der sich Ziele kannten in der Stadt. Der ver-



„Es war manchmal unendlich schwer.“ Herbert Günther kommt am 1. Oktober 1945 nach München. Er wiegt damals nur noch gut 40 Kilo. FOTOS: V. SCHÖNIAN

und überall Berge aus Holz, Schutt, Steinen. Dazwischen laufen Menschen umher.

Das Elend, der Hunger, die Not: Das hat die Menschen, das hat die Stadt in diesen Tagen und Jahren geprägt, sagt Herbert Günther. Und die Missachtung durch die amerikanischen Soldaten. Sie sprachen nur in Dienstangelegenheiten mit den Deutschen. Privates war verboten.

Herbert Günther geht zum Arbeitsamt, doch ohne Arbeit keine Papiere. Also geht er weiter, zu seinem einzigen Bekannten in der Stadt. Der ver-

mittelt ihm ein Zimmer in der Böcklingstraße. Das Zimmer hat vielleicht fünf oder sechs Quadratmeter. Ein Bett, ein Schrank, Herbert Günther, 93, sagt, das war Glück.

Ob er sich gefreut hat in München zu sein? Herbert Günther auf dem Sessel zuckt mit den Schultern. „Aus meiner Schulklasse ist über die Hälfte gefallen, da kann ich froh sein, dass ich noch am Leben bin.“

Er ist im böhmischen Zwickau Kind gewesen, in Reichenberg, heute Liberec, groß geworden. Seine Ausbildung:

vier Jahre Volksschule, vier Jahre Gymnasium, vier Jahre Handelsakademie. Im Krieg hob Günther in Ostpreußen Laufgräben aus und arbeitete als Fernschreiber in Wien. Er gab die Nachrichten weiter, die ihm von Berlin aus geschickt wurden.

Wäre nicht der Krieg gewesen, Herbert Günthers Leben wäre wohl geradlinig verlaufen. Er wäre in Böhmen geblieben, hätte zu Ende studiert, dort eine Familie gegründet. Er ist einer, der sich Ziele kannten in der Stadt. Der ver-

mittelt ihm ein Zimmer in der Böcklingstraße. Das Zimmer hat vielleicht fünf oder sechs Quadratmeter. Ein Bett, ein Schrank, Herbert Günther, 93, sagt, das war Glück.

Ob er sich gefreut hat in München zu sein? Herbert Günther auf dem Sessel zuckt mit den Schultern. „Aus meiner Schulklasse ist über die Hälfte gefallen, da kann ich froh sein, dass ich noch am Leben bin.“

Er ist im böhmischen Zwickau Kind gewesen, in Reichenberg, heute Liberec, groß geworden. Seine Ausbildung:

vier Jahre Volksschule, vier Jahre Gymnasium, vier Jahre Handelsakademie. Im Krieg hob Günther in Ostpreußen Laufgräben aus und arbeitete als Fernschreiber in Wien. Er gab die Nachrichten weiter, die ihm von Berlin aus geschickt wurden.

Wäre nicht der Krieg gewesen, Herbert Günthers Leben wäre wohl geradlinig verlaufen. Er wäre in Böhmen geblieben, hätte zu Ende studiert, dort eine Familie gegründet. Er ist einer, der sich Ziele kannten in der Stadt. Der ver-

mittelt ihm ein Zimmer in der Böcklingstraße. Das Zimmer hat vielleicht fünf oder sechs Quadratmeter. Ein Bett, ein Schrank, Herbert Günther, 93, sagt, das war Glück.

Ob er sich gefreut hat in München zu sein? Herbert Günther auf dem Sessel zuckt mit den Schultern. „Aus meiner Schulklasse ist über die Hälfte gefallen, da kann ich froh sein, dass ich noch am Leben bin.“

Er ist im böhmischen Zwickau Kind gewesen, in Reichenberg, heute Liberec, groß geworden. Seine Ausbildung:

vier Jahre Volksschule, vier Jahre Gymnasium, vier Jahre Handelsakademie. Im Krieg hob Günther in Ostpreußen Laufgräben aus und arbeitete als Fernschreiber in Wien. Er gab die Nachrichten weiter, die ihm von Berlin aus geschickt wurden.

Wäre nicht der Krieg gewesen, Herbert Günthers Leben wäre wohl geradlinig verlaufen. Er wäre in Böhmen geblieben, hätte zu Ende studiert, dort eine Familie gegründet. Er ist einer, der sich Ziele kannten in der Stadt. Der ver-

mittelt ihm ein Zimmer in der Böcklingstraße. Das Zimmer hat vielleicht fünf oder sechs Quadratmeter. Ein Bett, ein Schrank, Herbert Günther, 93, sagt, das war Glück.

Ob er sich gefreut hat in München zu sein? Herbert Günther auf dem Sessel zuckt mit den Schultern. „Aus meiner Schulklasse ist über die Hälfte gefallen, da kann ich froh sein, dass ich noch am Leben bin.“

Er ist im böhmischen Zwickau Kind gewesen, in Reichenberg, heute Liberec, groß geworden. Seine Ausbildung:

vier Jahre Volksschule, vier Jahre Gymnasium, vier Jahre Handelsakademie. Im Krieg hob Günther in Ostpreußen Laufgräben aus und arbeitete als Fernschreiber in Wien. Er gab die Nachrichten weiter, die ihm von Berlin aus geschickt wurden.

Wäre nicht der Krieg gewesen, Herbert Günthers Leben wäre wohl geradlinig verlaufen. Er wäre in Böhmen geblieben, hätte zu Ende studiert, dort eine Familie gegründet. Er ist einer, der sich Ziele kannten in der Stadt. Der ver-

mittelt ihm ein Zimmer in der Böcklingstraße. Das Zimmer hat vielleicht fünf oder sechs Quadratmeter. Ein Bett, ein Schrank, Herbert Günther, 93, sagt, das war Glück.

Ob er sich gefreut hat in München zu sein? Herbert Günther auf dem Sessel zuckt mit den Schultern. „Aus meiner Schulklasse ist über die Hälfte gefallen, da kann ich froh sein, dass ich noch am Leben bin.“

Er ist im böhmischen Zwickau Kind gewesen, in Reichenberg, heute Liberec, groß geworden. Seine Ausbildung:

vier Jahre Volksschule, vier Jahre Gymnasium, vier Jahre Handelsakademie. Im Krieg hob Günther in Ostpreußen Laufgräben aus und arbeitete als Fernschreiber in Wien. Er gab die Nachrichten weiter, die ihm von Berlin aus geschickt wurden.

auch der Krieg nicht geändert. Damit er Arbeit findet, bietet er Nachhilfe in Buchhaltung an, auf Bettrern, die an Haltestellen stehen. Er findet einen Schüler, gibt ihm einmal in der Woche Unterricht und bekommt neben seinem Lohn auch einen Teller Erbsensuppe: „Ein Glücksgefühl“, sagt Herbert Günther, 93. „Das können Sie sich gar nicht vorstellen, was das erzeugt hat.“

Denn: Es herrscht Hunger in der Stadt. Einige haben Verwandte auf dem Land, bekommen dort ab und zu ein paar Kartoffeln oder Rüben. Herbert Günther hat niemanden. Am Stachus steht eine öffentliche Waage. Er wiegt bei einer Größe von 172 Zentimetern 46 Kilogramm. Mit Uniform.

Essen bekommt er nur mit Lebensmittelmarken. Jedem stehen am Tag 1000 Kalorien zu, eigentlich. Meistens sind es weniger. Wenn Fleisch da ist, isst Günther Pferd. Dann ist die Portion für eine Marke größer als bei Schwein. Meistens aber gibt es überhaupt kein Fleisch. Dann kocht er sich in der Nacht vier Kartoffeln, zwei isst er gleich. Zwei am Morgen, kalt.

Herbert Günther, 93, zeigt eine Socke. Eine Socke, von insgesamt zwei Paar Strümpfen, die er mehr als drei Jahre lang getragen hat. Die obersten Flecken stopfen die Flecken der Flecken. Dort, wo die Sohle ist, ist fast nichts mehr vom ursprünglichen Stoff übrig. Herbert Günther hat kaum noch etwas aus dieser Zeit. Er konnte es alles nicht mehr sehen. Aber die Socke, die hat er aufgehoben. „Die sagt mehr darüber aus, wie es einem geht, als 20 gedruckte Seiten. Nicht wahr?“

Freizeit gibt es nicht, wenn man solche Socken trägt. Herbert Günther findet nach einigen Wochen eine Stelle als Buchhalter, 260 Mark im Monat. Den Rest der Zeit hat er damit zu tun, zu überleben. „Mei-

ne Hauptprobleme waren die Widerwärtigkeiten des Alltags, die sich zum Teil als geradezu grausamer Teil der Existenz erwiesen.“ Einmal sind seine Soldatenschuhe so durchgelaufen, dass er die Sohlen mit Draht befestigt, es ist sein einziges Paar. Als er endlich einen Schuster findet, braucht der zwei Tage für die Reparatur. Da läuft Günther mit Lappen um die Füße herum.

Herbert Günther will ein Leben danach haben, nach dem Hunger und Elend. Er will studieren, sich an der Technischen Hochschule einschreiben. Aber immer ist da etwas, an dem er zu scheitern droht. Zwischen den Ruinen muss er sich um Dokumente kümmern, sie nachreichen, Bedingungen erfüllen. Zeigen, dass er schon studiert hat. Beweisen, dass er mit gut 40 Kilogramm nicht ein Semester lang Schutt räumen kann vor dem Studium. „Es war manchmal unendlich schwer“, sagt Herbert Günther, 93. „Bei sehr vielen Problemen hatte man das Gefühl: Wenn das nicht klappt, ist alles aus.“

Aber es war nicht geadvieu. Am 1. April 1946 kann er sich einschreiben. Seine Bücher besorgt er sich von der Witwe eines Senatspräsidenten. Damit er die nachts lesen kann, stellt er einen Stuhl auf den Tisch und hält die Seiten unter die schwache Deckenlampe.

Er findet auch seine Eltern wieder. Sie leben inzwischen in Hessen, wie seine Schwester. Den Winter verbringt er bei den Eltern, um zu lernen. Sie teilen sich zwar zu dritt ein Zimmer, aber es ist zumindest beheizt. Sie erzählen ihm, dass

„Es kamen Millionen von Menschen, die nichts hatten“

Es kamen Millionen von Menschen, die nichts hatten

sie im Mai 1945 vertrieben wurden aus Reichenberg. Sie kamen zwei Stunden zum Packen. Jetzt sind sie bei einer Familie untergebracht, Bauern, die ihnen gesagt haben: „Wenn es uns so gegangen wäre, wir wären nicht anderen zur Last gefallen, wir hätten uns aufgehängt.“ Nachdem Herbert Günther hat niemanden. Am Stachus steht eine öffentliche Waage. Er wiegt bei einer Größe von 172 Zentimetern 46 Kilogramm. Mit Uniform.

Essen bekommt er nur mit Lebensmittelmarken. Jedem stehen am Tag 1000 Kalorien zu, eigentlich. Meistens sind es weniger. Wenn Fleisch da ist, isst Günther Pferd. Dann ist die Portion für eine Marke größer als bei Schwein. Meistens aber gibt es überhaupt kein Fleisch. Dann kocht er sich in der Nacht vier Kartoffeln, zwei isst er gleich. Zwei am Morgen, kalt.

Herbert Günther, 93, zeigt eine Socke. Eine Socke, von insgesamt zwei Paar Strümpfen, die er mehr als drei Jahre lang getragen hat. Die obersten Flecken stopfen die Flecken der Flecken. Dort, wo die Sohle ist, ist fast nichts mehr vom ursprünglichen Stoff übrig. Herbert Günther hat kaum noch etwas aus dieser Zeit. Er konnte es alles nicht mehr sehen. Aber die Socke, die hat er aufgehoben. „Die sagt mehr darüber aus, wie es einem geht, als 20 gedruckte Seiten. Nicht wahr?“

Freizeit gibt es nicht, wenn man solche Socken trägt. Herbert Günther findet nach einigen Wochen eine Stelle als Buchhalter, 260 Mark im Monat. Den Rest der Zeit hat er damit zu tun, zu überleben. „Mei-

ne Hauptprobleme waren die Widerwärtigkeiten des Alltags, die sich zum Teil als geradezu grausamer Teil der Existenz erwiesen.“ Einmal sind seine Soldatenschuhe so durchgelaufen, dass er die Sohlen mit Draht befestigt, es ist sein einziges Paar. Als er endlich einen Schuster findet, braucht der zwei Tage für die Reparatur. Da läuft Günther mit Lappen um die Füße herum.

Herbert Günther will ein Leben danach haben, nach dem Hunger und Elend. Er will studieren, sich an der Technischen Hochschule einschreiben. Aber immer ist da etwas, an dem er zu scheitern droht. Zwischen den Ruinen muss er sich um Dokumente kümmern, sie nachreichen, Bedingungen erfüllen. Zeigen, dass er schon studiert hat. Beweisen, dass er mit gut 40 Kilogramm nicht ein Semester lang Schutt räumen kann vor dem Studium. „Es war manchmal unendlich schwer“, sagt Herbert Günther, 93. „Bei sehr vielen Problemen hatte man das Gefühl: Wenn das nicht klappt, ist alles aus.“

Aber es war nicht geadvieu. Am 1. April 1946 kann er sich einschreiben. Seine Bücher besorgt er sich von der Witwe eines Senatspräsidenten. Damit er die nachts lesen kann, stellt er einen Stuhl auf den Tisch und hält die Seiten unter die schwache Deckenlampe.

Er findet auch seine Eltern wieder. Sie leben inzwischen in Hessen, wie seine Schwester. Den Winter verbringt er bei den Eltern, um zu lernen. Sie teilen sich zwar zu dritt ein Zimmer, aber es ist zumindest beheizt. Sie erzählen ihm, dass